

sagen? Auffallend war, wie in den Vorjahren schon, die geringe Zahl der Kitze – nur jede dritte Gais führte im Durchschnitt, und nur einmal überhaupt wurden Zwillingsskitze beobachtet. Wir vermuten, daß dies mit der hohen Dichte zusammenhängt. Im Herbst 1988 waren es nicht drei, sondern zehn Kitze pro zehn Gaisen, so daß der Bestand nach der Radikalkur des Jahres 1987 wieder auf fast 60 Stück angestiegen ist. Deshalb sind nun erneut etwa 29 Rehe zu erlegen, weil der Bestand drei Jahre lang auf etwa 30 Stück beschränkt bleiben soll. Ob die hohe Nachwuchsrate des Jahres 1988 schon eine Reaktion der Rehe auf die größere Ellbogenfreiheit bedeutet oder nur ein wetterbedingter Glücksfall ist, wollen wir aber noch nicht zu sagen. Wildforschung braucht Zeit, bis

Glaube und Wahrheit sich voneinander unterscheiden lassen. Die unerwartet hohe Abschlußrate, die sich 1988 als notwendig erwies, war freilich auch für den gerade laufenden Jagdaufseherkurs ein großer Vorteil. Die 15 Kursteilnehmer wirkten bei der aufwendigen Abschlußaktion mit und erlegten 13 Rehe. Sie lernten die wildbiologische Geländearbeit und die Untersuchungsmethoden kennen und hatten genügend Tiere, um Aufbrechen, Ausder-Decke-Schlagen und küchenfertiges Herrichten perfekt zu üben. Das Kursprogramm in der Jägerschule Hahnebaum wäre ohne das Forschungsprojekt um vieles ärmer, und andererseits liefern die Kursteilnehmer im Laufe der Revierarbeit viele wichtige Beobachtungsdaten. So profitiert eins vom anderen.



Im letzten Krankheitsstadium

durch natürlich unwiederbringlich verloren ist. Wenn in diesem Stadium beide Lichter befallen sind, hat das befallene Tier natürlich keine Überlebenschance mehr. Es kann in allen Stadien eine Heilung des entzündlichen Prozesses erfolgen, wie weit das Tier nachher aber noch lebensfähig ist, hängt allein davon ab, ob die Struktur des Auges erhalten geblieben ist oder nicht. So wurden Tiere beobachtet, deren Hornhaut vernarbt war, sie konnten wahrscheinlich kaum mehr als Tag und Nacht oder höchstens ganz undeutliche Umrisse erkennen. Andererseits können Tiere, bei denen ein Auge total ausgefallen ist, das andere aber intakt blieb, relativ gut über die Runden kommen.

Wie lauten die Empfehlungen an die Jäger?

Hält sich der Befall in Grenzen, so genügt es, die offensichtlich kranken Tiere abzuschließen, um eine weitere Ausbreitung der Seuche möglichst zu unterbinden. Bei größerem Befall ist es hingegen ratsam, auch die krankheitsverdächtigen Tiere oder, wenn nötig, alle schwächeren Stücke abzuschließen, um somit eine niedrigere und demzufolge gesündere Population zu schaffen. Massive Ausfälle infolge von Gamsblindheit hat es bisher nur in Zonen gegeben, in denen nicht gejagt wird, in Italien vor allem in den Nationalparks. Es sei hier die Frage erlaubt, was für das Tier wohl besser ist: an langsamer Erblindung oder an einem schnellen Schuß das Leben zu beenden.

h. a.

Ein guter Schuß ist für das Wild die bessere Alternative als eine lange, quälende Krankheit.

Jagd ist Naturschutz an vorderster Front.

Gamsblindheit greift um sich

In den Jahren 1987/88 ist die Gamsblindheit in einzelnen Revieren wieder verstärkt aufgetreten. Die Krankheit, die in den letzten Jahren nur mehr vereinzelt festgestellt wurde, trat gehäuft und zuerst im Revier Brenner auf. Von dort breitete sie sich bald auf die angrenzenden Reviere aus, Meldungen von erkrankten Gamsen kamen zum Beispiel aus den Revieren Moos in Passeier, Ridnaun, Ratschings, Pfitsch, Wiesen und Trens.

Es ist inzwischen eine durch Erfahrung belegte Tatsache, daß die Gamsblindheit mitunter größere Ausfälle bewirken kann. In vielen Fällen bleiben aber die Verluste beschränkt, und die Seuche klingt von selbst wieder ab. Dies dürfte wohl mit dem Zustand der jeweiligen Population zusammenhängen. Ist diese durch eine Überzahl von Individuen, also durch eine zu hohe Dichte, allgemein geschwächt, so hat die Krankheit mehr Chancen. In intakten Populationen halten sich die Ausfälle im Rahmen.

Es ist immer noch nicht restlos geklärt, wodurch die Gamsblindheit verursacht wird. Klar scheint inzwischen nur, daß es sich um eine sogenannte polyfaktorielle Krankheit handelt, also um ein Leiden, das nur eintritt, wenn verschiedene Faktoren zusammenwirken. Da braucht es einmal den unmittelbaren Verursacher, also einen Krankheitskeim, zum zweiten ist ein anfälliges, also geschwächtes Wildtier vonnöten, und zum dritten spielt das Wetter offensichtlich eine entscheidende Rolle. Man glaubt festgestellt zu haben, daß die Krankheit besonders dann ausbricht, wenn die Wildtiere

einer erhöhten Dosis ultravioletter Strahlung ausgesetzt sind. Das heißt, daß nach Schönwetterperioden eher mit Krankheit zu rechnen ist, während bei Schlechtwetter oder im Winter, wenn die Tage kurz und die Sonneneinstrahlung entsprechend unbedeutender wird, die Seuche gar nicht mehr ausbricht oder befallene Tiere, die im Anfangsstadium der Krankheit stehen, wieder ausheilen. Wie verläuft die Krankheit? Zuerst sind die Tiere restlos von einer Bindehautentzündung, einer Konjunktivitis, befallen. Die Bindehaut ist stark gerötet, es kommt zu einem verstärkten, oft eitrigen Tränenfluß. Dieses Krankheitsstadium ist auch auf einige Entfernung leicht zu diagnostizieren, da die Haare unterhalb der Lichter verklebt sind. Wenn die Umstände günstig sind, kann in diesem Stadium die Krankheit ausheilen, und das befallene Tier ist nachher wieder völlig gesund. Schwieriger wird die Sache, wenn nun in einem zweiten Stadium auch die Hornhaut in den entzündlichen Prozeß miteinbezogen wird. Man erkennt dieses Stadium daran, daß die Hornhaut, die ja glasartig durchsichtig sein muß, getrübt ist. Die Trübung deutet schon auf eine Zerstörung der Feinstruktur der Hornhaut hin, diese Zerstörung ist nicht umkehrbar, kann also nicht ausgeheilt werden. Es ist gerade so, als wäre eine Verbundglasscheibe durch tausend Sprünge undurchsichtig geworden. Greift aber die Entzündung auf den gesamten Augapfel über, so kann dies dazu führen, daß die Hornhaut aufbricht, die Pupille und ein Teil oder Großteil der Augapfel-Flüssigkeit herausquillt, das Auge da-